

druck einzuwirken, damit sowohl die Befriedung des Heiligen Landes als auch die Neutralisierung Jerusalems und Umgebung zur Tatsache werden. Die gesamte Christenheit muß verlangen, daß die von ihr durch alle Jahrhunderte verehrten und besuchten heiligen Stätten der Erlösung vor weiterer Entweihe und Zerstörung bewahrt bleiben und ihre alsbaldige Wiederherstellung möglich gemacht wird.

Den deutschen Patres, Ordensbrüdern und -schwestern, die zurzeit unter den schwierigsten Umständen und unter Gefahr ihres Lebens an den ihnen anvertrauten heiligen Orten getreulich ausharren, spricht die Generalversammlung ihren wärmsten Dank aus, versichert sie ihres aufrichtigen Mitgeföhls und empfiehlt sie dem besondern Schutze Gottes und der Fürbitte der allerseligsten Jungfrau Maria.

Deutsche Meldungen

„Die Christenheit und Europa“

In der Vortragsreihe, die das Kölner Metropolitankapitel in der Dombaufestwoche veranstaltete, bildete der Vortrag des französischen Dominikaners und Professors an der Sorbonne, P. Chenu, unzweifelhaft den Mittel- und Höhepunkt, und beim Hören dieses Vortrages ging es einem auf, was die Reihe als Ganzes hätte sein können und worauf sie ihrer ursprünglichen Zielsetzung nach auch angelegt war. P. Chenu hat sehr schlicht und sachlich über die Universität des 13. Jahrhunderts gesprochen, also ein geschichtliches Thema behandelt, bei dem der Zusammenhang mit dem Domjubiläum freilich unmittelbar gegeben war: denn in das Jahr der Grundsteinlegung des neuen Doms fällt ja, tief symbolisch, auch die Errichtung des Generalstudiums der Kölner Dominikaner. Er hat, der Blickrichtung gemäß, die soziologischen Perspektiven der geistigen Lösungen, die das 13. Jahrhundert brachte, ihre Zugehörigkeit zu den Auftrieben des wirtschaftlichen Lebens in den Stadtgemeinden, stark herausgearbeitet: „Universität—Kommunität“, und er hat die Universitas des mittelalterlichen Wissens vom Gegenständlichen her beleuchtet, wobei vor allem das Problem der Theologie als Wissenschaft und, bei allem Absolutheitsanspruch der „Weisheit des Glaubens“, das der fortschreitenden Autonomie der weltlichen Disziplinen in den Vordergrund rückte. Das Überraschende dabei war, daß P. Chenu, indem er auf diese Weise die spirituellen, geistigen, gesellschaftlichen Kräfte des 13. Jahrhunderts aufzeigte, zugleich in größter Aktualität die Fragen spüren ließ, die darin an uns gerichtet sind; daß er in der strengen Sachlichkeit der geschichtlichen Methode eine „Kühnheit, Geschmeidigkeit und Freiheit“ des Denkens, eine „geistige Hochherzigkeit“ und Offenheit nach jeder Richtung hin offenbarte, die auch „in der Struktur und im Klima einer völlig verschiedenen Welt“ neue Lösungen zu finden hofft. So durfte er wirklich das vielberufene und von einem Jahrhundert des Historismus so gründlich mißverständene „*historia magistra vitae*“ ausdrücklich und in einem legitimen Sinn für seine Ausführungen in Anspruch nehmen.

„Die Christenheit und Europa“ — dies wäre das Anliegen der Vortragsreihe gewesen: durch die geschichtliche Besinnung auf das 13. Jahrhundert unsere eigene Situation zu erhellen und Kräfte zum Wiederaufbau Europas und zu den noch darüber hinausliegenden größeren Aufgaben, die den Christen heute gestellt sind, aufzurufen. Denn es kann ja nicht bestritten werden — und keine Scheu vor romantisierender Verfälschung kann diesen Sachverhalt heute verdunkeln —, daß niemals so sehr wie in

dem Jahrhundert der Grundsteinlegung des Kölner Doms die „Christenheit“ jene „soziologische, Geschichte bildende Macht“ darstellte, als die sie Robert Grosche, der geistige Anreger der Vortragsreihe, im „Rheinischen Merkur“ zu bestimmen versucht hat. Entsprechendes aber zu dem, was P. Chenu im Blick auf das Mittelalter des Dombaus über die Universität und ihre Bedeutung für die geistige Welt der Zukunft gesagt hat, ist für die anderen Bereiche des Lebens, für die politische Ordnung und für die Kunst, für die kirchliche Gemeinschaft und für die Struktur des gesellschaftlichen Gefüges, nicht gesagt worden. Bei diesem Mangel mag die vom Zufall mitbestimmte Zusammensetzung der Redner mitgespielt haben (vielleicht hätte z. B. Chr. Dawson aus der Einsicht in die politisch-gesellschaftlichen Bildungskräfte des mittelalterlichen Europa heraus Wesentliches ausgesprochen). So aber, wie das „Gespräch“ wirklich zustande kam, wurde die sinngebende Einheit, wie interessant auch die einzelnen Teilaspekte des Dichters, des Künstlers, der Philosophen, sein mochten, nicht eigentlich deutlich.

In der geistigen Nähe des Vortrags von P. Chenu stand am ehesten noch der Vortrag von Mme. Ancelet-Hustache (Paris), deren Arbeitsgebiet die deutsche Mystik des 13. Jahrhunderts ist (wie bezeichnend übrigens, daß es wiederum eine Stimme aus unserem Nachbarlande war, die uns die gemeinsame abendländische Vergangenheit deutete!). Mit einer für die begrenzte Thematik ihres Vortrags erstaunlich nachhaltigen Wirkung sprach Mme. Ancelet-Hustache über die heiligen Frauen, die dem Jahrhundert des Dombaus, das zugleich das Jahrhundert der heroischen Anfänge der Bettelorden ist, geschenkt worden sind. Über den Abstand hinweg, der uns von der Frömmigkeit jener Zeit zu trennen scheint, durch die Verhüllung und Schematisierung der Quellen hindurch öffnete sie einen unmittelbaren Zugang zu dieser Welt und schuf einen lebendigen Kontakt von eigentümlich tröstender Kraft. Die beiden geschichtsphilosophischen Vorträge im engeren Sinn, der Vortrag des Präsidenten der Londoner Thomas-Society, Th. S. Gregory, und der des in Wien lehrenden deutschen Philosophen Aloys Dempf, beschränkten sich auf eine mehr aphoristische Überschau der destruktiven Elemente, die die europäische Entwicklung seit dem 13. Jahrhundert bestimmt haben, und gewisse aperçuartige Einsichten und Mahnungen. Es verdient besonders festgehalten zu werden, wie auffällig betont der Engländer Gregory vom Macht-Gedanken abrückte, und wie nachdrücklich Dempf, indem er die Väter der geistigen „Europa“-Konzeption, Novalis, Fr. Schlegel und Görres, profilierte, zugleich neuere und neueste Theorien von der Religion als einem Gebilde

menschlicher Seelenkraft zurückwies. In einem umfassenden Schlußvortrag trug Theodor Steinbüchel dann das geistesgeschichtliche Material von zwei Jahrtausenden zusammen, um daran seine These zu erhärten: fruchtbar im Sinne abendländischer Einheit sind nur die Zeiten gewesen, in denen am „Dom“ gebaut wurde.

Aber indem man sich darüber Rechenschaft zu geben sucht, ob diese Art der Zusammenschau noch unmittelbar überzeugt, rührt man noch einmal an das eigentliche Problem, vor das man sich immer wieder bei diesen Vorträgen gestellt sah: es ist der Zweifel, ob wir überhaupt, sofern wir es nicht von einer echten geschichtlichen Besinnung aus versuchen, eine verbindliche Aussage über unsere Situation machen können und ob nicht der eigentliche Ausdruck für diese unsere Armut und Unfähigkeit eine stärkere Betonung der Frage sein müßte, die die Situation in uns auslöst (ob nicht das Thema der Vortragsreihe mit ebensovielen Fragezeichen zu versehen sei, als es Worte enthalte, ist in scharfer Pointierung des Zweifels an der Möglichkeit solcher Aussagen geäußert worden!). Selbst das Wort des Dichters, das am Anfang der ganzen Reihe stand, Werner Bergengruens Vortrag, hat diesen Zweifel nicht zerstreuen können. Alle möglichen Seiten des Themas wurden von ihm beleuchtet, oft Gesagtes und Überdachtes, z. B. über Antike und Christentum, über das abendländische Menschenbild, in eine geschliffene Form gebracht; trotzdem wurde man den Eindruck nicht los, daß die vielzitierte Formel von „Europa“ oder vom „Abendland“ (die nach Bergengruens eigenen Worten einer „Schon- und Erholungszeit“ bedarf) zu abgegriffen in unseren Händen geworden ist, als daß sie noch eine beschwörende Kraft entfalten könnte. Und ebensowenig wurde schließlich in dem Vortrag des Malers Richard Seewald, der die Möglichkeit christlicher Kunst heute erörterte, über das menschliche Zeugnis hinaus jene zwingend-sachliche Gültigkeit erreicht — wie sie freilich auch von der „Christlichen Kunst“ selbst her, von der die Internationale Ausstellung in Köln gleichzeitig einige Anschauung vermittelte, kaum zu erwarten sein dürfte.

**Drittes
„Arbeitstreffen christlicher Historiker“
in Speyer**

Es ist das Verdienst von Hochschulprofessor Dr. Wühr, Freising, daß er mit dem jährlichen „Arbeitstreffen christlicher Historiker“, das nach Niederaltaich und Fürstenried (vgl. Herder-Korrespondenz

2. Jg., H. 1, S. 3f) diesmal in der Kaiserstadt Speyer stattfand, eine echte Gelegenheit der geistigen und persönlichen Begegnung zwischen christlichen Dozenten und Studenten der Geschichtswissenschaft geschaffen hat. Wühr versteht es, mit feinem Takt in einer freien Weiträumigkeit die Probleme zur Entfaltung kommen zu lassen. Hierbei erweist sich dann auch die interkonfessionelle Kontroverse, wie er mit Recht einleitend bemerkte, als eine durchaus positive Möglichkeit.

Auf einer Tagung, die sich in Auseinandersetzung mit der Geschichtsphilosophie und der Geschichtstheologie um die Sinndeutung der Geschichte bemühte, mußte die spezifisch abendländische Kontroverse, die im 4. und 5. Jahrhundert in der Christologie und im Reformationszeitalter in der Ekklesiologie zum Austrag kam, sich darstellen in der Frage nach der Sichtbarkeit der Offenbarung in der Geschichte. Die Grenzscheide, wo die heilsgeschichtliche Betrachtung umschlägt in einen wie-

der theologisierten Plan des Weltgeistes, in eine Identität von Gott und Geschichte im Sinne Hegels, nur daß sie diesmal von oben her gewonnen wird, ist schmal. Dabei wird die Freiheit und mit ihr die Würde des geschichtlichen Augenblickes verloren. Umgekehrt: Wo wir nur dem konkreten existentiellen Vollzug vor dem unfaßlichen Anruf des „verborgenen Gottes“ begegnen, entrückt die Offenbarung in eine unzugängliche Fremde, und wir geraten an jene ebenso schmale Grenzscheide, wo das Spannungsverhältnis zwischen Weltgeschichte und Heilsgeschichte so unerträglich wird, daß sich der Mensch im Selbstverständnis der Geschichte davon befreien muß.

Es wäre abwegig, hier eine Darlegung der teilweise sehr komprimierten und manchmal die Möglichkeiten des gesprochenen Wortes übersteigenden Referate zu versuchen. Wir begnügen uns damit, nach einer Information über das Tagungsprogramm in einem Überblick einige Grundlinien nachzuzeichnen.

Es sprachen

Hochschulprofessor *Dr. Anton Mayer-Piannholz* über „Geistesgeschichte, Geschichtsphilosophie, Geschichtstheologie“;

Universitätsprofessor *D. Galling* über „Biblische Sinndeutung der Geschichte“;

Universitätsprofessor *Dr. H. Schwamm* über „Das Kreuz in der Geschichte“;

Philipp Dessauer über „Weltgeschichte und Heilsgeschichte“;

Dr. Otto Freiherr von Taube über „Die Zukunft Israels in christlicher Schau“;

Professor *Dr. Ludwig Petry* über „Die christliche Substanz in der klassischen deutschen Geschichtsschreibung“;

Dr. Ernst Klebel über „Das Christusbild in der Kunstgeschichte“;

Dozent *Dr. habil. R. Berlinger* über „Menschliche Existenz Erfahrung im geschichtlichen Kairos“.

Die mittelalterliche Weltchronik hatte in naiver Unbefähigkeit den Bezug zwischen den Schöpfungstagen und der Gegenwart des lokalgeschichtlichen Ereignisses gesehen. Der mit der humanistischen Geschichtsschreibung einsetzende Ausbruch, der das Einzelgeschehnis aus dem Kosmos isolierte, um es quellenkritisch zu analysieren, hat zwar letztlich dazu geführt, daß dem Historiker nichts in den Händen blieb als die nackte Tatsächlichkeit, auf deren Sinndeutung er schließlich im Historismus verzichtete; aber gerade in der Historiographie wird offenkundig, daß ein Rückgriff auf das Mittelalter nicht nur unmöglich, sondern auch nicht wünschenswert ist. Denn nun erst zeigt sich, daß Weltgeschichte und Heilsgeschichte keine Verwechslung und keine Vermischung zulassen, aber auch keine Trennung, denn es gibt nicht zwei „Geschichten“ (Dessauer). Der geschichtliche Augenblick ist nicht nur „Etappe“, weder als Bruchstück einer Entwicklung („Im Nur-Fortschritt wirft sich die Generation weg, denn sie ist nur ein Übergang“, Dessauer) noch auch als bloßes Exempel, dessen Geschichtlichkeit vom heilsplanmäßigen Ende radikal verschlungen würde. Der Augenblick ist Schnittpunkt, denn die Zeit hat zwei Dimensionen, die horizontale des Nacheinander und die vertikale des Augenblicks. So wurde im Referat Dessauers deutlich, daß die Zeitgeschichte, weil sie nur Entwicklungen hat, dem Augenblick aushöhlt, während die Heilsgeschichte „Fristen“ setzt und

damit die Dringlichkeit eines jeden Augenblickes unvertauschbar enthüllt. Im Augenblick als Kairos offenbart sich das „metaphysische Heute Gottes“ — der „Göttliche Augenblick als Anruf des absoluten Du“, in dem der Mensch das aufspitzende „momentum intelligentiae“ erfährt und über die Zeit hinauswächst, zeitlos wird, jedoch ohne die auflösende Identifizierung von Geschichte und Ewigkeit, die sich vielmehr berühren — „ohne Vermischung“ (Berlinger). Wird so die Würde des Augenblicks und mit ihm die Freiheit nur bewahrt, wenn Weltgeschichte überschritten wird, so kann auch Weltgeschichte als Kontinuität (die Salier und Chinesen miteinander abhängig verbindet) nur erfahren werden, wenn sie von der Heilsgeschichte umgriffen wird, freilich nicht so, als ob ihr gleichsam ein Sinn übergestülpt würde; enthält doch der weltgeschichtliche Horizont selbst schon, wenn auch in unbestimmter Weise, die Heilsfrage, die greifbar wird im „Heil-sein-wollen“ einer jeglichen Herrschaft, im König als dem Heiligen Gottes und verkappt auch noch in der Säkularheiligkeit jeder Art von Souveränität (Dessauer). „Ungetrennt und unvermischt“ — in diesem Symbol allein läßt sich das Verhältnis von Weltgeschichte und Heilsgeschichte erfahren.

Aber es gilt nun, von dieser seinsmäßigen Bezogenheit her vorzustoßen zur konkreten Geschichtserfahrung, in der sich die Frage nach der Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit der Offenbarung in der Geschichte mit erneuter Dringlichkeit stellt. Die Bibel ist nicht einfach als Schlüssel zu gebrauchen, dann müßte enthüllte Geschichte sein (Galling). Was dies bedeutet, wird klar, wenn sich in der Bibel selbst als einem Dokument Historiker und Theologe begegnen; ist doch die Bibel nicht nur Geschichte, sondern sie hat auch Geschichte als ein Gewordenes vom Sinai bis Pfingsten. Die Offenbarung geschieht am Menschen, in dessen durch die Stunde verschiedenem „konkret existentiellen Vollzug“ wir sie erfahren (Galling). Der Vollzug ist immer neu und anders: Unter dem Zeichen von Verheißung und Erfüllung in den Büchern Moses — zwischen Rettung und Bedrohung, Glaube und Unglaube im deuteronomischen Geschichtsbild — unter der Dämonisierung des Erwählungsglaubens in den Büchern der Könige — vor der Ankündigung des Gerichts durch die Propheten — in der messianischen Eschatologie — in der Mitte der Basileia Jesu, in dem das Eschaton und damit das Ende der Geschichte erreicht ist — angesichts der Langmut Gottes, der Zeit zur Mission gibt, sodaß die Eschatologie wieder an die Peripherie rückt und die Welt und ihre Ordnung der Fürbitte unterstellt wird. Im Anblick dieser „Schichtung“ (Galling) wird die Offenbarung zu einem von Gott als dem deus absconditus her widerfahrenden Schicksal. Das ekklesiologische Problem der Unsichtbarkeit ist gestellt. Gleichsam an das andere Ende gerät man, wenn Gottvater in der Stunde von Golgatha nicht nur als Akzeptant des Opfers, sondern als der Handelnde begriffen wird: Er selbst hat versöhnt (Schwamm). Dann hebt sich das Kreuz mit scharfer Kontur ab von „dieser Welt“, dem Fürstentum Satans, der Erfolg und Macht gibt, während Gott, wie es urbildlich an seinem Sohn geschehen, irdisch Mißerfolg und Untergang gibt. Was geschieht dieser Welt am Kreuz: Wird sie verneint? — wird auf sie verzichtet? — oder wird von ihr nur Abschied genommen? In diesen Fragen steckt die Frage, welchen eigenen Sinn die Geschichte noch behält, wenn ihr eigentlicher Sinn der gekreuzigte und verherrlichte Chri-

stus ist und alle irdische Geschichte ins Uneigentliche versinkt. Oder anders gefragt: wo wird dann hier und jetzt noch konkret Geschichte erfahren als Sichtbarwerden der Heilsgeschichte? Ob nach unten in den schichtweise verschiedenen „konkret existentiellen Vollzug“ oder nach oben in das „Alles in Allen“ der Königsherrschaft Gottes: jedesmal droht der „Schnittpunkt“ ins Unerkennbare zu entschwinden. Die Sichtbarkeit — freilich nur eine „sich Schritt um Schritt enthüllende“ — wird nur behalten, wenn begriffen wird, daß das Material der Weltgeschichte nicht heilsindifferent ist und daß umgekehrt die Heilsgeschichte hineingebettet ist in die getätigte Schicksalsgewalt des Menschen (Dessauer). Aber nur hineingebettet; sobald wir mehr verlangen, wird uns das Schriftwort wieder zum profanen Dokument, das wir mit nicht adaequaten Methoden zu interpretieren suchen — nämlich so zu interpretieren, wie wir sind, wobei wir dann meinen, so sei es auch, wie wir interpretieren. Und doch ist „Herrschaft“ ein zentrales Wort in der Weltgeschichte wie in der Offenbarung. Es wird in ihr ein anderes Wort als bisher, ein Neues — aber doch so, daß das Alte nicht ganz und gar auf die Seite gelegt wird. Es bleibt Schnittpunkt. Und so immer: Im Medium kleinräumiger Sicht werden die Dimensionen der Heilsgeschichte gegeben (Dessauer). Oder theologisch ausgedrückt: Das Geheimnis der Menschwerdung ist Tat Gottes — aber dennoch ganz und gar der Menschheit zugehörig, sich in der Menschengeschichte ereignend, sodaß wir nach ihm die Jahre zählen.

Seinsmäßige Bezogenheit zwischen Weltgeschichte und Heilsgeschichte und ihre konkrete geschichtliche Erfahrbarkeit sahen wir — nun aber erhebt sich für den Historiker gebieterisch die Frage nach der Methode, die ja mehr ist als äußeres Handwerkszeug. In diese Richtung stieß Mayer-Pfannholz vor, wenn er als Geistesgeschichte bezeichnete „die auf geschichtsmethodischem Weg zu erreichende Zusammenfassung des gemeinsamen Geistigen, das über den einzelnen Geschehnissen liegt“, und gleichzeitig den umgekehrten Vorgang, der aus dem „Überindividuellen“, „Universalen“ das Einzelereignis aufhellt und in die Synthese hineinführt. In dieser Synthese behalten die politische Geschichte, die Wirtschaftsgeschichte, die Kulturgeschichte ihre je eigene Gestalt, die keineswegs idealistisch verflüchtigt werden soll. Grenzscheide gegen jeden Idealismus bleibt auch, daß sich diese Geistesgeschichte nicht anmaßt, das erste und letzte Warum der Geschichte zu beantworten, sondern als Medium zwischen Historiographie und Geschichtstheologie die Offenheit und Zugänglichkeit der Geschichte für ihre letzte theologische Sinndeutung dartut.

Gleichsam Proben auf die Theorie waren die Darlegungen über das geschichtliche Geheimnis „Israel“, das man mißverstehen würde, wenn man es nur sinnbildlich auf das „geistige Israel“ und nicht zugleich auch auf das fortlebende Volk der Juden bezöge — und dann der versuchte Nachweis einer christlichen Substanz bei Ranke, Droysen und Burckhardt, der zumindest bei Ranke ein „retardierendes Moment“ und bei Burckhardt eine aus dem Kulturpessimismus aufbrechende Offenheit für das Christentum erkennen ließ. Das zur kunstgeschichtlichen Entwicklung des Christusbildes vorgelegte Material war eine exemplarische Möglichkeit, den medialen Charakter der Geistesgeschichte zu zeigen.

Die ausgezeichneten Führungen durch den Dom (Dir. Dr. Pfeiffer), das Staatsarchiv (Dr. Doll) und das Mu-

seum (Dir. Dr. Sprater) rückten das Treffen aus dem literarischen Bereich in die Nähe der historischen Zeugnisse. Wie gegenwartsnah die Thematik des Treffens war, zeigte der Bericht von Abbé Burgard über „Die geschichtstheologische Diskussion in Frankreich“, wo aus der Diskussion so konkrete Entscheidungen herauspringen wie die, daß man sich heute für die „Welt“ ebenso zu entscheiden habe, wie sich die Päpste vor 1000 Jahren für die Barbaren entschieden haben.

Erzbischof Jäger über den Frieden

Erzbischof Jäger erklärte vor 3000 Katholiken Ostwestfalens im Paderborner Dom: „Es ist nicht damit getan, daß man nur in großen Kundgebungen den Frieden fordert, sondern wir müssen aktiv für den Frieden kämpfen.“ Er bezeichnete die Selbstsucht als die Ursache jeglicher Zwietracht unter den Menschen und die Wurzel aller modernen Zeitübel. Durch sie würden die Völker nicht zueinander, sondern weit auseinander geführt. Wie der Völkerbund nach dem ersten Weltkrieg, so sei die UN heute bereits auf dem besten Wege, der Lächerlichkeit zu verfallen. Der wahre Friede müsse erbetet und erarbeitet werden. „Wir müssen die Idee des Christentums hinaustragen in das öffentliche Leben, in Büro, Werkstatt und Parlament. Wir müssen, wo wir stehen, aktiv auftreten gegen den Egoismus einer Berufsgruppe, einer Partei oder einer Klasse. Wir müssen herauskommen aus den fruchtlosen Interessengegensätzen zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern, und wir müssen den Teufel der Selbstsucht auch bekämpfen in den Beziehungen der Völker untereinander. Katholische Aktion bedeutet die Mitarbeit der Laien im Apostolat. Nicht klagen, sondern handeln ist das Gebot der Stunde“.

Schreiben des Heiligen Vaters an die St. Lukas-Gilde in München

P. Gratianus Gruber OMCap. erhielt in seiner Eigenschaft als Rektor der Ärzte-Gesellschaft St. Lukas in München folgendes Schreiben Pius' XII., dessen Inhalt für alle katholischen Ärzte und Ärzte-Gemeinschaften von Bedeutung ist: „Sie haben, geliebter Sohn, das Gelöbnis übermittelt, das die Ärzte und Ärztinnen der katholischen Gesellschaft „St. Lukas“ Uns entboten haben, in unerschütterlicher Treue zur heiligen Kirche und ihrem Oberhaupt wie in bedingungslosem Festhalten an der von Gott bestimmten sittlichen Ordnung ihr Berufswirken mit christlichem Geist zu durchsetzen und so zielbewußt mitzuarbeiten an der Überwindung einer rein materialistischen Auffassung der medizinischen Wissenschaft und Praxis. Wie Ihnen wohl bekannt, haben Wir vor Jahren anläßlich eines Empfanges der italienischen medizinisch-biologischen Vereinigung „San Luca“ (22. November 1944) gerade über die sittlichen Forderungen gesprochen, die den Inhalt jenes Gelöbnisses bilden. Wir ließen Unsere Ausführungen in dem Gedanken gipfeln, daß der Arzt — persönlich und in Ausübung seines Berufes — ständig unter der Herrschaft des Sittengesetzes steht, einer Macht, der sich keine seiner Maßnahmen und keiner seiner Eingriffe entziehen kann. Er trägt für jedes Wort und jede Handlung die Verantwortung vor Gott und dem eigenen Gewissen. Daß nun wie in verschiedenen anderen Ländern auch in Deutschland katholische Ärzte und Ärztinnen sich vereint haben, um sich zum Ideal des christlichen

Arztes zu bekennen und diesem Ideal in der medizinischen Welt mehr und mehr Geltung zu verschaffen, hat Uns mit großer Genugtuung erfüllt. Wir können nur wünschen, daß immer mehr Berufsgenossen und -genossinnen sich Ihrer St. Lukas-Gilde anschließen mögen. Wir wissen, wie viel sittlicher, nur mit übernatürlicher Gnadenhilfe zu erwerbender Festigkeit es bedarf, um im Ringen mit anders gerichteten mächtigen Strömungen und unter den augenblicklichen sozialen Verhältnissen jenem Ideal unverbrüchlich treu zu bleiben.“

In den drei Westzonen bestehen bereits zehn katholische Ärzte-Gilden, und zwar in München, Augsburg, Würzburg, Erlangen, Frankfurt am Main, Stuttgart, Karlsruhe, Mainz und Marburg a. d. L. Die Zentrale dieser zehn Gilden ist die Ärztegesellschaft „St. Lukas“ in München. Neue Anschrift: München 23, Biedersteiner Straße 1 (Pfarrhaus St. Sylvester).

Die Not der werdenden Mütter

Das Amtsblatt der Diözese Mainz weist mit folgenden Worten auf die Verantwortung der Katholiken gegenüber den Nöten der werdenden Mütter hin: „Die Not treibt heute in unserem deutschen Vaterland viele Menschen zur Verzweiflung. Ganz besonders ist die werdende Mutter solchen depressiven Reaktionen des Gemütes ausgesetzt. Wenn auch heute die Neigung besteht, die Not allzu leicht zur Entschuldigung unerlaubten und unmoralischen Verhaltens vorzuschützen, so ist doch der große Ernst der Lage wohl zu erwägen, in der sich heute eine Mutter befindet, die einem Kind das Leben schenken soll und buchstäblich nicht weiß, wohin sie das Kind betten, womit sie es bedecken und ernähren soll. Wenn heute im Kampf um den § 218 des Strafgesetzbuches, der die Abtreibung keimenden Lebens unter Strafe stellt, sogar die Freigabe aus sozialen Gründen gefordert wird, so verkennen wir nicht den erschütternden Ernst der Not, der hinter einer solchen Forderung steht. Zwar ist vom katholischen Standpunkt mit allem Nachdruck die Aufrechterhaltung des § 218 zum Schutze des keimenden Lebens zu fordern. Aber nur dann werden wir uns wirksam dafür einsetzen können, wenn die Kirche und das katholische Volk bereit sind, alles zu tun, um den wirtschaftlichen und seelischen Nöten der Familien wirksam zu steuern. Es liegt nicht in ihren Händen, die sozialen Verhältnisse so rasch und so allgemein zu ändern, daß alle Schwierigkeiten ohne weiteres zu beseitigen wären. Wohl aber steht es in ihrer Macht, durch die Pfarrgemeinde die unmittelbare und individuelle Not der werdenden Mutter im Einzelfalle so zu lindern, daß diese frei von den drückendsten Sorgen, jedenfalls aber in der zuversichtlichen Hoffnung auf die Hilfe der Pfarrfamilie, ihrer schweren Stunde entgegenseht. Es darf nicht dahin kommen, daß man die Abänderung des § 218 fordert mit dem für uns Christen beschämenden Hinweis auf besondere Nöte, die angeblich auf andere Weise nicht zu lindern sind.“

Stimmen der Jugend über den Wert des Religionsunterrichts

Um die Haltung der werktätigen Jugend gegenüber dem Religionsunterricht kennenzulernen, führte der Religionslehrer einer Gewerbeschule eine Fragebogen-Aktion durch. Er legte 236 Schülern und Schülerinnen, die kurz vor der Entlassung standen, fol-

gende Fragen vor: „1. Hältst du den Religionsunterricht an der Gewerbeschule für notwendig oder nicht? 2. Warst du gern im Religionsunterricht? 3. Haben dich die behandelten Themen interessiert? 4. Hast du durch den Religionsunterricht eine Bereicherung für dein Leben empfangen? 5. Bist du durch den Religionsunterricht der Kirche nähergekommen? 6. Hättest du Interesse, dich freiwillig an einem Ausspracheabend über religiöse Fragen zu beteiligen? 7. Hast du besondere Wünsche?

Die erste Frage beantworteten 173 mit Ja, 30 mit Nein. Fast alle erklärten, daß sie gern und mit Interesse am Unterricht teilnahmen. Die besprochenen Themen fanden dagegen nur wenig Zustimmung, und es wurden viele persönliche Wünsche vorgebracht (z. B. Unterricht über die Entstehung der Welt, die Geheimnisse der heiligen Messe, Fragen der Mischehe usw.). Die Antworten auf die vierte und fünfte Frage waren naturgemäß sehr zurückhaltend, da eine wirkliche Antwort erst durch das spätere Leben zu geben ist. Etwa ein Drittel der Jungen und die Hälfte der Mädchen wünschten freiwillige Ausspracheabende über religiöse Fragen.

Meldungen aus der katholischen Welt

Aus Süd- und Westeuropa

**Intentionen
des Papstes
zum Heiligen Jahr
1950**

Altem Herkommen gemäß gab Papst Pius XII. am 26. Juli die Intentionen für das Heilige Jahr bekannt und fügte hinzu, die Gläubigen sollten nicht nur

darum beten, sondern an ihrer Erfüllung wirken.

Die vier Intentionen sind:

1. Heiligung der Seelen durch Gebet und Opfer im unerschütterlichen Glauben an Christus und die Kirche
2. Bemühung um den Frieden und die Sicherheit der heiligen Stätten
3. Verteidigung der Kirche gegen die erneuten Angriffe ihrer Feinde; Gebet um den wahren Glauben für die Irrenden, diejenigen, die ihren Glauben verloren haben, und die Gottlosen
4. Verwirklichung der sozialen Gerechtigkeit durch tätige Hilfe für die sozial Benachteiligten und Bedürftigen.

**Der Papst
über die Aufgaben
der Erzieher**

Gleichzeitig mit der großen Zusammenkunft der Jugend der Katholischen Aktion in Rom fand auch eine

Tagung der italienischen Vereinigung katholischer Lehrer in Rom statt. Der Heilige Vater empfing die Abgeordneten dieses Nationalkongresses und zahlreiche Teilnehmer der verschiedenen Sitzungen und hielt an sie eine Ansprache, in der er nach den einleitenden Begrüßungsworten sagte:

„Vor allem sind wir froh, daß die in Vorbereitung befindlichen Schulreformen und vor allem der organische Aufbau des Unterrichts von der Kleinkinderschule bis zur höheren Schule dem obersten Ziel eurer Vereinigung entsprechen, dem nämlich, die menschliche Person als Ganzheit, ihre intellektuellen Fähigkeiten nicht minder als ihren Willen und ihre Triebe, den zukünftigen fleißigen und ehrlichen Bürger ebenso wie den Christen, das Kind Gottes, „der himmlischen Berufung teilhaftig“ (Hebr. 3, 1), zu bilden und zu erziehen.

In zweiter Linie stellt die neue Schule eine breite Möglichkeit wohlthätiger und fruchtbarer Zusammenarbeit zwischen Familie, Kirche und Schule dar. Was die Kleinkinderschule betrifft, so sind wir der Auffassung, daß das Kind in den Jahren, die der Volksschule vorausgehen, so viel wie möglich der Sorge der Mutter überlassen bleiben sollte. Wenn diese aber nicht imstande ist, die Erziehung der Kinder persönlich ganz oder teilweise zu leiten — und dieser Fall ist unter den heutigen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Bedingungen nur zu häufig — dann ist die Kleinkinderschule mit ihren erprobten Methoden und der sorgsamsten Auswahl ihrer Lehrerinnen dazu berufen, so gut wie möglich die Tätigkeit der Mutter zu ersetzen oder zu ergänzen. Und würde es nicht für euch, geliebte Töchter, eine erlesene Form des Apostolats bilden, die Mütter dazu anzuleiten, gute Erzieherinnen ihrer Kinder zu werden und zu sein?

Schließlich werdet ihr euch dessen bewußt sein, daß auch die besten Programme wenig helfen, wenn der Lehrer seinem Amt nicht gewachsen ist, und daß umgekehrt ein guter Lehrer auch mit einem fehlerhaften und unvollkommenen Schulgesetz immer noch bemerkenswerte Ergebnisse erzielen kann. Das „sittlich-religiöse Wissen“ ist für ihn das erste und unerläßliche Element, aber allein genügt es nicht. Er muß genau so gut Wissen und Fähigkeit besitzen. Z. B. bietet die gemeinverständliche Darstellung der Wissenschaften und die Vorführung der Technik — man denke an die Schulfilme — heute der Schule große Möglichkeiten, jedoch nur, wenn der Lehrer umfassende Kenntnisse besitzt und diese Mittel richtig anzuwenden versteht. Daher die Notwendigkeit einer „angemessenen kulturellen und beruflichen Vorbildung“, wobei man zugleich darauf achten muß, daß der zukünftige Lehrer im Laufe seiner Ausbildung nicht die Liebe zum Kinde und den Willen verliert, sich mit Eifer der Arbeit in der Schule zu widmen, einer scheinbar bescheidenen, aber in Wahrheit durch das hohe Ziel, dem sie dient, sehr edlen Arbeit.

In diesen Wochen sind hunderttausende von katholischen Mädchen und Jungen Italiens nach Rom gekommen und kommen immer noch hierher. Jugend in einer solchen Menge kann nicht täuschen: sie zeigt sich als das, was sie wirklich ist. Ihr habt diese Jugend gesehen, in den Kirchen, in den Straßen, beim Besuch der Monumente der Stadt, bei den großen Zusammenkünften auf dem Petersplatz, eine gerade, fröhliche, frische, offene, für alles Schöne, Große und Gute begeisterte, aber gleichzeitig tief fromme und von Got erfüllte Jugend. Nun wohl, diese Jugend ist durch eure Schule hindurchgegangen; ihr habt an ihrer Erziehung mitgearbeitet; sie ist euer Ruhm, euer Trost und euer Ansporn.“

**Um
den Frieden**

Anfang September fand in Rom die 37. Tagung der Interparlamentarischen Union statt. An ihr nahmen Vertreter von 27 Staaten aus allen Erdteilen teil. Der Heilige Vater hat diese Abgeordneten mit ihren Familien empfangen und eine kurze Ansprache an sie gerichtet, in der er sagte:

„Der Gegenstand Ihrer Zusammenkünfte ist stets von höchstem Interesse für die Wohlfahrt der Völker und bezeichnet genau Ihre Bemühung, mit dem ganzen Einsatz Ihrer Kräfte über die Grenzen von Ländern und Parteien hinweg auf die Verwirklichung jenes Gutes hinzuarbeiten,